

DAS DEUTSCHE – EINE EUROPÄISCHE SPRACHE AM BEGINN DES 21. JAHRHUNDERTS

von Ludwig M. Eichinger

Der Sinn

Wenn man das Deutsche eine europäische Sprache nennt, und wenn das mehr als eine Banalität sein soll, muss man zunächst sagen, was die Merkmale einer europäischen Sprache sein sollen, und man muss darlegen, was mit solch einer Zuordnung erklärt wird.

Die historische Fundierung

Gemeinsamkeit und Variation

Die Kategorie »europäische Sprache« spricht auf der einen Seite davon, dass die deutsche Sprache eine Reihe von historischen Erfahrungen gemacht hat, die sie mit den anderen europäischen Sprachen teilt. Wenn man darüber genauer nachdenkt, wird man sehen, dass es offenbar prototypische Kerne dieser sprachlichen Erfahrung sein müssen, die es uns erlauben, einer Sprache diese Kategorie zuzuweisen. Darüber hinaus zeigen aber die »europäischen Sprachen« ihre jeweiligen Besonderheiten, so dass denn auch jede europäische Sprache eine europäische Sprache der besonderen Art ist.

Man kann mit der Tatsache beginnen, dass die verschiedenen Sprachen in ihrem Wortschatz, aber auch in Traditionen des Sprechens und Formulierens das Gedächtnis ihrer Kultur darstellen. Dies wird gerne in einer Weise interpretiert, dass das typische Profil jeder einzelnen Sprache und Sprachkultur betont wird, das sich auf diese Art und Weise herausgebildet habe.

Gedanken dieser Art prägen die europäische Sprachkultur seit der empfindsamen Phase der Aufklärung. Sie sind im Französischen mit dem Namen Condillac (und der Schule der Ideologen), im Deutschen mit denen Johann Gottfried Herders und dann vor allem Wilhelm von Humboldts verbunden. Vor allem im 19. Jahrhundert sollten Gedanken dieser Art von hoher politischer Bedeutung werden und den europäischen Diskurs über Sprachen und Nationen prä-

gen. Darüber trat in den Hintergrund, dass das eigentliche Motiv dieser Diskussion zumindest in Deutschland ein anderes war, nämlich das Bestreben, zu erweisen, dass das Deutsche auch eine gleichwertige europäische Sprache, also eine Sprache vom selben Typ wie die damals etablierten Sprachen sei. Konkret: Man war bemüht, theoretisch wie praktisch zu belegen, dass man auf seine Weise mit der akzeptierten Sprache des gesellschaftlichen Diskurses, dem Französischen, vergleichbar sei.


Geteilte Traditionen

Europäische Sprachen bauen auf bestimmten geteilten Traditionen auf.

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 101621,
68016 Mannheim.

Internet: <http://www.ids-mannheim.de>

Mitglied der  Leibniz
Gemeinschaft

Redaktion: Annette Trabold (Leitung), Karl-Heinz Bausch,
Heidrun Kämper, Horst Schwinn, Eva Teubert
Redaktionsassistentin: Juliane Borm, Karla Dörken
E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Satz & Layout: Claus Hoffmann (IDS)
Belichtung: Afosatz Frey, 68199 Mannheim
Druck: Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier
ISSN 0178-644X

Auflage: 2000, Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: 10,- EUR Einzelheft: 3,- EUR
Bezugsadresse: Institut für Deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim
Tel. 0621/1581-0

In eigener Sache – an die Autoren:

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge als WINWORD oder RTF-Datei im Anhang per E-Mail zu schicken an:

sprachreport@ids-mannheim.de oder auf Diskette.

Bitte wählen Sie dazu folgendes Disketten-Format:
3.5 Zoll, WINDOWS-formatiert.

NICHT bearbeiten können wir:

- 5.25 Zoll-Disketten,
- MAC-formatierte Disketten.

Die Texte sollten nicht mit komplizierten Layouts und ohne Formatvorlage erstellt sein, die Formatvorlagen erstellen wir.

Der SPRACHREPORT wird mit PageMaker 6.5 erstellt.

Offenkundig ist, dass in das gemeinsame europäische Gedächtnis zunächst und auch zeitlich an erster Stelle die Erzählungen und Schematisierungen der Welt eingegangen sind, die eine mediterrane Kultur, die sich in der griechischen und lateinischen Antike niederschlug, für uns entwickelt oder tradiert hat.

Ebenso wesentlich ist als ein zweiter Schritt, dass die europäischen Sprachen in ihren jeweiligen Gesellschaften die Emanzipation der Volkssprachen mitgemacht haben. Für Deutschland steht diese Entwicklung in engem Zusammenhang mit der entsprechenden Diskussion in der italienischen Renaissance. Sie kann aber auch auf eigene Erfahrungen bauen, die sich insbesondere im Bereich des persönlichen religiösen Sprechens – der Mystik und ihrer Umgebung – herausgebildet hatten. Dass hier ein Prozess der Europäisierung des Deutschen angelegt ist, zeigen zum Beispiel die sprachlichen Biographien von Männern wie des Malers Albrecht Dürer, der für eine europäische Elite steht, die sich dezidiert um die Volkssprachigkeit bemüht – im konkreten Fall auch durch die Schaffung fachsprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten und Terminologien im eigenen Arbeitsbereich («Underweysung der Messung» (1525)). Dass jede der europäischen Sprachen dann wiederum ihre eigene Renaissance hat, zeigt für das Deutsche die Rolle Martin Luthers, der eine sprachliche Entwicklung mit religiösen und politischen Folgen anstieß, die noch im frühen 20. Jahrhundert zur Charakterisierung des Deutschen als eines protestantischen Dialekts führten.

Gemeinsam ist den europäischen Sprachen zum dritten die von dieser Zeit ausgehende Erfahrung einer zunehmenden Selbstrelativierung, die von der Entdeckung Amerikas, den Erfahrungen mit Indien und China ausging – mit all den Dingen und all den Gedanken, die daraus erwachsen. Bei aller Gemeinsamkeit, die in dieser Erfahrung des Neuen und Fremden liegt, ist aber erkennbar, dass durch diese Entwicklungen das Deutsche in den Hintergrund der europäischen Entwicklungsdynamik trat. In gewissem Umfang gilt das auch für den »inneren« Mittelmeerraum – auch dieses *mare nostrum* wird in diesem Kontext relativiert. Im Deutschen kann man im Wortschatz dieser Zeit gut sehen, wie die Dinge in seinen Raum auch sprachlich vermittelt kommen. Einfache Beispiele wie die Doppelbenennung *Orange* vs. *Apfelsine* für die damals neu aufgekommene Südfrucht vermögen das zu zeigen. Die sprachlichen Formen zeugen bis heute davon, dass die Frucht, wie die erste der Benennungen zeigt, über Italien und Südfrankreich in den deutschen Sprachraum gekom-

men ist, während der »Apfel aus China« in seiner lautlichen Eigenheit noch sehen lässt, dass er aus dem niederländischen Nordwesten stammt. Die zivilisatorische Dynamik rückt nach Westen. Das wird dazu führen, dass Sprachen wie das Portugiesische, das kastilische Spanisch, aber auch das Englische mehr und mehr nicht nur europäische Sprachen sind. Was das Deutsche angeht, so trägt diese Entwicklung nicht unerheblich zur Durchsetzung des Hochdeutschen bei, da durch den »West Schub« die mittelniederdeutsch kommunizierende Hanse geschwächt und das Mittelniederdeutsche durch das Hochdeutsche ersetzt wurde. Diese Entwicklungen haben im deutschen Sprachraum erkennbare Schwierigkeiten zur Folge, die eigene sprachliche Identität zu wahren – vor allem im Vergleich mit der für den deutschen Raum politisch wie kulturell dominanten Alternative des Französischen. Lösungen für dieses Problem sucht man bei anderen Gesellschaften ähnlich dezentraler Struktur. Dafür steht nicht zuletzt das italienische Vorbild. Die Entwicklung deutschsprachiger europäischer Alternativen verdankt im 17. Jahrhundert viel diesem und dem niederländischen Muster. Der daraus folgende Ausbau volkssprachlicher Möglichkeiten in einer absolutistischen Gesellschaft, deren Herrschaftsschicht ihren Zusammenhang durch den übergreifenden Gebrauch des Französischen sichert, führt in der folgenden Zeit zur Durchsetzung der Sprachform, die von den bürgerlichen Funktionäreliten gebraucht werden, deren Staat und Wirtschaft mehr und mehr bedürfen. Das Spanische und das Portugiesische nehmen an dieser Stelle wegen ihrer außereuropäischen Orientierung einen anderen Weg.

Das gilt auch für das weitere – in unserer Aufzählung vierte – Merkmal europäischer Sprachen, nämlich sich in der einen oder anderen Weise mit der Aufklärung und damit einer weiteren Stufe der Selbstreflexion auseinandergesetzt zu haben. Sprachlich gehören in diesen Zusammenhang verschiedene und zeitlich auch durchaus verschobene Phänomene: In England wird zur Vermeidung unklarer Syntax von der Akademie der Gebrauch von Nebensätzen fast verboten, in Frankreich spielt das Bild von der logischen Universalität der französischen Sprache eine entscheidende Rolle, in Deutschland wird vor allem im Rahmen der Empfindsamkeit die Anpassungsfähigkeit der eigenen Sprache betont und – nicht zuletzt in den Werken Immanuel Kants – Einheit und Norm einer modernen Schriftsprache gefunden. Mit der wissenschaftlichen Ausstrahlungskraft eines neuen Typs von Universität überschreitet das Deutsche auch generell in seiner Wirksamkeit den eigenen Sprachraum, nachdem es schon länger

Vermittler westlicher zivilisatorischer Elemente und sprachliches Vorbild nach Osten (vor allem für Russland; Katharina die Große/Gellert als Stilvorbild) gewesen war. Analoges gilt für die Beziehungen zu Nordeuropa.

Die Durchsetzung der Kenntnis der so erreichten Sprachform in weitesten Kreisen der jeweiligen Bevölkerung bis in das beginnende 20. Jahrhundert hinein ist dann – zum fünften – ebenso eine Eigenheit der europäischen Sprachen wie das Aufkommen des Diskurses über den Zusammenhang von Nation und Sprache. Er spielt logischerweise bei den Staaten, die erst ihre Form finden, also etwa Deutschland und Italien, eine ganz erhebliche Rolle – auch im Kontaktbereich zwischen den beiden Sprachen.

Dies war etwa der Stand bis hin zum Zweiten Weltkrieg, und all das, was wir so kurz beiläufig angeführt haben, macht ein gemeinsames Profil europäischer Sprachen aus, das nicht nur Fragen des Wortschatzes oder der Redensarten betrifft, sondern auch die Einschätzung von Textsorten. Des Weiteren sind Phänomene der Grammatik betroffen, so dass sich ein europäischer Sprachtypus herausgebildet hat, der unsere Sprachen ähnlicher erscheinen lässt, als das rein von den genetischen Verhältnissen her zu erwarten gewesen wäre.

Der heutige Stand

Im Allgemeinen

Nun ist in den letzten vierzig Jahren nicht nur die europäische Sprachenlandschaft, sondern die der Welt insgesamt erheblich in Bewegung geraten. So haben wir zwar jetzt skizziert, was die Einheit in der Vielfalt unter den europäischen Sprachen ausmacht. Aber: Was hilft uns das bei einer Analyse der heutigen Lage? Wodurch ist die heutige Lage gekennzeichnet?

Es gibt zwei Typen von sprachlicher Entwicklung, die alle europäischen Sprachen betreffen. Sie haben zunächst scheinbar gegenläufigen Charakter, wirken aber doch in einer nicht leicht zu entschlüsselnden Weise zusammen.

Zum einen hat sich die Lage der zentralen europäischen Sprachen dahingehend geändert, dass ihr Geltungsbereich in bestimmten die jeweilige Sprachnation übergreifenden Bereichen mit dem Englischen als lingua franca zu rechnen hat. Dies wird gerne unter der Überschrift von Globalisierung behandelt.

Zum anderen ist in den europäischen Standard- und Hochsprachen eine Entwicklung erkennbar, die auf Diversifikation, auf die erneute Betonung spezifischer Merkmale, zuläuft. Es ist gleichzeitig im Bereich der Europäischen Union eine Neigung zum Gebrauch der eigenen regionalen Sprache zu erkennen, was man abstrakter als Lokalisierung beschreiben könnte.

Beide Entwicklungszüge gemeinsam stellen eine Herausforderung für das traditionelle System der europäischen Standardsprachen dar. Dort hatten einheitliche nationale Sprachen ihren Platz in der innerstaatlichen Praxis. Es gab in jeweils regionaler Verteilung eine Tradition, welche der größeren und stärker ausgebauten der europäischen Nationalsprachen als Sprachen der übernationalen Interaktion gelten sollten. Verschiedene Bereiche hatten dann ihren eigenen Sprachgestus: So war das Französische die Sprache des diplomatischen Verkehrs und das Deutsche lange Zeit die Sprache verschiedener Wissenschaften, das Englische wuchs allmählich in den Charakter einer Welthilfssprache hinein.

Die Folgen für das Deutsche

Die bürgerliche Welt europäischer Vielfalt

Wie angedeutet haben sich seit dem Zweiten Weltkrieg Entwicklungen durchgesetzt, die den Platz mittlerer Sprachen wie des Deutschen in ganz grundsätzlicher Weise betreffen. Man muss sich zu diesem Zweck noch einmal klarmachen, dass man die Entwicklung hin zur deutschen Standardsprache – und das gilt für vergleichbare mittelgroße Sprachen ebenso – zumindest seit dem 18. Jahrhundert auch als die letzte Entfaltung sprachlicher Gleichheitsansprüche in demokratischen Gesellschaften verstehen kann. Es ist eines der Erbstücke der französischen Revolution, dass die Teilhabe an der demokratisch fundierten Macht mit der Möglichkeit zusammenhängt, am öffentlichen Diskurs in angemessener Weise teilzuhaben. Wenn standardsprachliche Verhältnisse herrschen, heißt das, dass ein gemeinsamer Boden für das Schreiben, Lesen, Sprechen, Hören und Verstehen gefunden ist, der im Prinzip eine ungehinderte Teilnahme an allen relevanten Kommunikationsakten ermöglicht. Die Wissenschaft hat sich vom exklusiven Latein gelöst, die gesellschaftliche Interaktion vom adlig geprägten Eliten-Diskurs. Die Bildung und das Wissen, das von der Facharbeiterausbildung bis zum Universitätsstudium vermittelt wird, kann in der eigenen Muttersprache wahrgenommen und angeboten werden. Gebildete Menschen lernen zumindest zwei bis drei der entspre-

chenden Sprachen, so dass eine Interaktion zwischen den Sprachgemeinschaften einigermaßen gesichert ist.

Die monolinguale Alternative

Dieses im Kern auf die europäischen Verhältnisse und ihre (zahlenmäßig) großen Sprachen konzentrierte Modell gerät mit der zunehmenden Internationalisierung in eine kritische Lage; zudem, da diese Internationalisierung sehr stark in eine Dominanz der US-amerikanischen Interaktionsmuster geriet. Das Englische hatte seine Eignung, ausgleichende Koiné sein zu können, zumindest im Zuwanderungskontext der USA schon beweisen können. Und so kam es mit dem universalen Machtzuwachs der USA, mit der Dominanz der USA in bestimmten technischen Bereichen, mit der Entwicklung modern und jugendlich wirkender kultureller Ausprägungen im angelsächsischen Raum dann dazu, dass dieses monolinguale Modell einer Sprache, die ohnehin schon ihre Eignung bewiesen hatte, kulturelle Grenzen zu neutralisieren, die komplizierte Vielfalt des europäischen Typs transnationaler Interaktion ablöste. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil es sprachlichen Kulturen, die gänzlich anderen Traditionen entstammen, die Möglichkeit eines neutralen Zugriffs auf die moderne Welt erlaubte oder zumindest zu erlauben schien. Das europäische Modell ist zweifellos eurozentrisch. Dies alles mindert die internationale Geltung aller anderen Sprachen bis auf das Englische ganz erheblich.

Symbolische Eigenart

Der soziale Wert des Englischen

Wie schon angedeutet kommt hinzu, dass mit der Durchsetzung hochsprachlicher Kenntnisse in weitesten Bereichen der Bevölkerung dieser Tatbestand kaum mehr als Mittel sozialer Auszeichnung genutzt werden kann. Was alle können, hat einen geringen sozialsymbolischen Wert. Daher kann heutzutage die Beherrschung der Standardsprache allein die notwendige oder gewünschte soziale Differenz nicht mehr gewährleisten, der sprachliche Marktwert des Einzelnen steigt nun mit der Möglichkeit zur Variation.

In einer globalisierten Welt gehört zu dieser gesellschaftlich relevanten Variation zweifellos auch der Ausweis, am Englischen als dem Idiom der Moderne teilzuhaben. Das kann nun auf verschiedene Weise geschehen: In vielen Natur- und Lebenswissenschaften gehört es geradezu zum Kern beruf-

licher Akzeptanz, auf Englisch in der fachlichen Community auftreten zu können. Am anderen Ende der gesellschaftlichen Interaktion ist es auch für die Angehörigen jugendlicher Subkulturen unabdingbar, ihre Gruppenzugehörigkeit mit einer vom Englischen zumindest stark beeinflussten Sprache zu signalisieren. Als Konsequenz dieser Entwicklung von zwei relevanten Sphären moderner Gesellschaften her gilt die Verwendung des Englischen in den verschiedensten Zusammenhängen als das Modernitätssignal schlechthin. Das führt auf der »seriösen« Ebene dazu, dass vor allem in der eigenen Profession fachlich angemessenes Interagieren auf Englisch zu den Bedingungen glücklicher Professionalität gehört. Dies bewirkt in letzter Zeit unter anderem, dass die Ausbildungsmodelle, die aufbauend auf der oben geschilderten Tradition eines volkssprachlichen Selbstverständnisses der europäischen Art Bildung vermitteln wollen, abgelöst werden von Modellen, die Ähnlichkeit, Vergleichbarkeit und eine angewandte internationale Praxis an die Spitze der Anforderungen stellen. Die jeweilige Muttersprache spielt dann nicht nur noch eine Hilfsrolle, sie gilt eher schon als Hemmnis in der internationalen Vermarktbarkeit der eigenen Erkenntnisse. Das ist, ohne hier in kulturkritische Klagen verfallen zu wollen, zumindest eine starke Abkehr von den zentraleuropäischen Traditionen, in denen Mehrsprachigkeit als Zeichen vielseitiger Bildung einen wichtigen Platz hatte. In solch einem Kontext wird es natürlich schwerer, einen angemessenen Platz für die Mehrsprachigkeit im Rahmen der europäischen Nationalsprachen zu finden.

... kombiniert mit individueller Vielfalt

Das Problem wird noch dadurch verschärft, dass sich das Deutsche auch intern wieder in einer Phase befindet, in der Variation gegenüber der angestrebten Einheitlichkeit an Bedeutung zugenommen hat. Dies hat zweierlei Gründe: Zum einen befinden wir uns möglicherweise in einer post-standardsprachlichen Phase, in der das gesprochene Hochdeutsch, das aus der schriftsprachlichen Praxis abgeleitet worden war, allmählich wieder mehr und mehr die Merkmale einer echt gesprochenen Sprache annimmt. Dies hat zur Folge, dass der gesprochene Standard eigentlich keine einheitliche Varietät mehr ist, sondern eine Bandbreite vorgibt, innerhalb derer man Äußerungen als standard- oder hochsprachlich akzeptiert, es aber eine ganz erhebliche Schwankung in anderen Dingen gibt. Dadurch wird zum Beispiel wieder deutlicher sichtbar, dass es sich beim Deutschen um eine plurizentrische Sprache handelt, das heißt, dass nicht eine einheitliche normsetzende Region bestimmt, was als Hochdeutsch zu gelten hat. Es gab

immer schon eine Reihe von kulturellen Zentren, deren Einfluss bestimmte Unterschiede in der hochsprachlichen Realisierung hervorbringt – Unterschiede, die dem Sprecher im Einzelnen oft gar nicht bewusst sind. Zum zweiten verändern Wandlungen in der sozialen Charakteristik der Gesellschaft das Bild, das vom Deutschen in der Öffentlichkeit geboten wird. Die deutsche Gesellschaft zählt größtenteils zur Mittelschicht. Selbst die Oberschicht benimmt sich mehrheitlich so, als wollte sie behaupten, es gebe sie eigentlich gar nicht, und auch in der Unterschicht wird zumindest auf der konsumptiven Ebene versucht, sich an die Praxen der unteren Mittelschicht anzuschließen. Bei der starken Dichte, die daher in der »normalen« Mitte der Gesellschaft herrscht, ist es umso notwendiger, unterscheidende Merkmale möglichst deutlich sicht- bzw. im sprachlichen Fall hörbar werden zu lassen. Aus diesem Grund werden gruppenspezifische Redeweisen in die Öffentlichkeit gebracht, die um öffentliche Akzeptanz konkurrieren, die nicht unbedingt etwas mit dem traditionellen Ideal sprachlich gepflegter Bürgerlichkeit zu tun haben. Auffällig dabei ist, dass in den letzten zwanzig Jahren durch die nachwachsenden Generationen Merkmale in die öffentliche Sprache eingegangen sind, die moderneren, ursprünglich jugendlichen, Interessen entwachsen sind. So haben sich neben dem Konzept der Etablierten, die einen eher defensiv-distinktiven machtorientierten Stil pflegen, die Stile der Postmateriellen, einer intellektuellen Post-68er-Generation und der Postmodernen Performer mit deutlichen Lockerungs- und Jugendlichkeitsignalen in der Öffentlichkeit als Leitformen durchgesetzt. Andere sozialsymbolische Konzepte, selbst wenn sie von größeren Bevölkerungsgruppen getragen werden, können weitaus weniger öffentliches Interesse beanspruchen. Diese Umschichtung ist es auch, die in neuerer Zeit die Richtung der Klage über den Sprachverfall speist. Denn natürlich schlägt sich gerade in diesen beiden Milieus nieder, was als Neigung zu Lockerheit und zu Fachlichkeit die Stilentwicklung der neueren Zeit prägt. Sie repräsentieren auch die Ablösung einer Außendarstellung, die sich in fremdkulturellen Anspielungen im wesentlichen auf das klassische Bildungsgut mit seinen lateinischen und französischen Zitaten und Intertexten bezog, durch eine Selbstrepräsentation, zu deren indexikalischen Signalen von Modernität der Verweis auf englischsprachig geprägte Elemente der Kultur ebenso gehört wie eine gewisse Sorglosigkeit in der Wahl der Bereiche, in denen man sich als sachlich versiert und terminologisch fit erweist. An dieser Stelle spielen natürlich häufig Anglizismen eine Rolle. Insbesondere die Gruppe der so genannten postmodernen Performer streut die sprachlichen

Kennmarken eines modernen universalen Lebensstils in seine sprachliche Präsentation ein. Aufgrund der erwünschten Differenz in diesem Verhalten, das von vielen anderen Mittelschichtmilieus als durchaus übertrieben angesehen wird, ist nicht anzunehmen, dass die dominante Sprachentwicklung damit festgeschrieben ist.

Folgen für die sprachliche Öffentlichkeit

Wer diese Sprechweise nicht mag, mag hauptsächlich den damit verbundenen Lebensstil nicht. Tatsächlich ist es so, dass in der Gegenwart die automatischen Bindungen an die Traditionen, aus denen wir kommen, gebrochen sind und nicht mehr automatisch abgerufen werden. Daher finden sich auch sprachliche Formen in einem Zusammenhang, in dem man sie aus dem einen oder anderen Grunde nicht erwartet hätte. Allerdings muss man an dieser Stelle auch betonen, dass genau das ein Teil des Spiels ist, sich mit seinen eigenen Traditionen auseinanderzusetzen, sie da und dort anzuzutieren und ironisch zu brechen. Wenn das funktionieren soll, ist eine gemeinsame Basis notwendig, auf der dieses Spiel und diese Umakzentuierung sichtbar bleibt. So gesehen hat auch der übertriebene Gebrauch von Fremdwörtern, von Anglizismen, der heute in Deutschland weithin beklagt wird, seinen Wert erst als ein Gruppenmerkmal, das als auffällig international gedacht wird. Was in die Sprachgemeinschaft aufgenommen wird, bleibt dem gegenüber doch weitaus geringer. So lohnt es sich doch noch, sich mit dem Deutschen zu beschäftigen, selbst in seinen Reflexen der Moderne zeigt es sich in der Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition.

Die Zukunft

Was kann man aus diesen Verhältnissen für die Zukunft des Deutschen schließen – vielleicht und gerade auch im Kontext der Internationalisierung der Wissenschaft? Was für das Deutsche ansteht, ist eine Neupositionierung in vielerlei Hinsicht.

Die zentrale Herausforderung für das Deutsche (wie für vergleichbare mittelgroße europäische Sprachen) stellt die Aufgabe dar, sich in einem Kommunikationsraum, der auf der obersten Ebene und in bestimmten Bereichen von Wissenschaft, Politik und populärer Kultur eindeutig vom Englischen bestimmt ist, einen vernünftigen Platz zu verschaffen. Dabei ist ganz klar, dass als allgemein übergreifendes Kommunikationsmedium nur das Englische in Frage kommt. Weder das Deutsche noch andere Sprachen werden auf absehbare Zeit eine entspre-

chende Rolle spielen. Das hat zweifellos weit reichende Folgen, und bringt es mit sich, dass das Deutsche mit erheblichen Einflüssen aus dem Englischen zurechtkommen muss. Für avancierte schriftsprachliche Gesellschaften, wie sie die heutigen Staaten Europas repräsentieren, ist es natürlich ein kritischer Fall, wenn in modernen Sachbereichen Termini nur mehr in englischer Sprache zur Verfügung stehen.

Man muss hier allerdings zwei Fälle unterscheiden. Es gibt einerseits die nach einem graeco-lateinischen Muster gebildeten Fachwörter, die heutzutage vor allem im amerikanischen Englisch gebildet werden, um die entsprechenden Bestandteile von *AIDS* oder *BSE* in die deutsche Fachsprache zu übersetzen, z.B. *Immundefizienzsyndrom* oder *spongiforme Enzephalitis*. Dabei zeigt sich, dass sich zwar alle Sprachen, in denen zumindest ein romanischer Anteil steckt, leichter damit tun, solche Fügungen als Elemente der eigenen Sprache zu verstehen, dass aber Bildungen dieses Typs auch im Deutschen zu einer traditionellen bildungssprachlichen Wortbildungsnische gehören – sie sind gerade Erbe einer europäischen Bildungstradition, und daher so viel oder so wenig unverständlich wie uns die Sache verständlich ist oder nicht, um die es geht. Ein anderer Fall ist, wenn in moderneren Wissenschaften oder Techniken – die gerade zitierte Medizin ist ja eigentlich ein traditionelles Fach – der Aufbau von wissenschaftlichen Redeweisen und Terminologien in einer Weise geschieht, wie wir sie von jungen Wissenschaften überhaupt kennen, nämlich in der spezifischen Übertragung alltäglicher Metaphern, und wenn auf diese Art und Weise »einfache« englische Wörter in unsere Sprache kommen. Ein typischer Fall dafür ist der ganze IT-Bereich, der von solchen Bildungen strotzt. Hier steht im Deutschen zum Teil einfach nichts Einheimisches gegenüber (z.B. *hardware*, *software*), zum Teil funktionieren aber die traditionellen Eingliederungsmuster ganz gut. So wurde anfänglich recht populäres *booten* für die Startphase des Computers doch recht vollständig durch *hochfahren* (und den Gegenpol *herunterfahren*) ersetzt, Ähnliches gilt für das Verhältnis von *downloaden* und *herunterladen*. So sind die Anzeichen für die Durchsetzung englischer oder deutscher Formen recht uneinheitlich. Besonders gute Computer heißen z.B. eindeutig *Rechner*, aber für *Notebook* gibt es keine deutsche Bezeichnung. Dass es an solchen und ähnlichen Stellen im Insider-Gespräch zu einer erheblichen Anglizismendichte kommen kann, ist nicht überraschend, ebenso wenig wie die Tatsache, dass solche Sachverhalte zur sozialsymbolischen

Distanzierung genutzt werden. Wie auch immer, in Bezug auf diesen Bereich ist derzeit unklar, wie das Deutsche längerfristig mit dem englischen Einfluss umgehen wird. Hier wird auch aus sozialen Gründen übertrieben und dagegen kann man gut etwas haben. Denn damit ist auch der Tatbestand berührt, dass im Sinne der emanzipatorischen Tendenz unserer Volkssprachen gesichert sein sollte, dass man im Geltungsbereich unserer Hochsprachen mit diesen Hochsprachen alles erreichen können sollte, was in der gesellschaftlichen Interaktion ansteht. An dieser Stelle sollte man auch kritisch darüber nachdenken, inwieweit es sinnvoll ist, deutsche Kultur im Ausland auf Englisch zu präsentieren bzw. andersherum durchgehend englischsprachige Studienangebote an deutschen Hochschulen zu erwarten. Abgesehen von den Fällen, die sich hier von der Natur der Sache her als schwierig erweisen (Germanistik, Deutsches Recht) ist auch fraglich, inwieweit in einer erlernten Fremdsprache die Lehre ein muttersprachähnliches Niveau erreicht, vor allem auch in den Passagen, wo die Lehre aufhört, reine Wissensvermittlung zu sein.

Ich denke, es muss im Sinne einer vernünftigen Repräsentation der wissenschaftlichen Traditionen ein Weg gefunden werden, die eigensprachige Vermittlung mit der möglicherweise englischsprachigen internationalen Forschung zu vermitteln.

Eine andere Frage ist die, ob Englisch, das zweifellos bei höchster Distanz das angemessenste Verständnismedium ist, auch dann am besten geeignet ist, wenn es darum geht, verschiedensprachige Nachbarschaften zu überspannen. Das hat sich neuerdings im Kontakt mit den Ländern in Mittel- und Osteuropa gezeigt, in denen es eine starke Tradition gibt, Deutsch als Fremdsprache zu lernen: Hier ist ein Ausweichen auf die geeignetere der beiden Kontaktsprachen sicher natürlicher. Es spielt auch für die Frage des Sprachgebrauchs in der EU eine wesentliche Rolle, ob die Kommunikation in der Gemeinschaft als höchste Ebene internationaler Interaktion gesehen wird, die dann zum Englischen neigen sollte, oder als eine Möglichkeit von europäischem Sprachenausgleich. Immer sollten mehrere sprachliche Optionen im Hinblick auf die Ausgangslage der beteiligten Partner möglich sein. Diese Frage ist in den letzten Jahren immer einmal wieder in der politischen Diskussion, wenn es um den Amtssprachenstatus des Deutschen geht. Wegen der Konzentration des Deutschen auf Europa stellen die Menschen mit deutscher Muttersprache eindeutig die größte Sprachgruppe in Europa, was in der EU-Praxis allenfalls in Ansätzen zum Tragen kommt. Hier muss die Mitte – auch im Hinblick auf die vie-

len anderen Sprachen – in den nächsten Jahren erst gefunden werden.

Literatur:

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: de Gruyter.
- Askedal, John Ole (2000): Das Deutsche als strukturell europäische Sprache. In: Gardt, Andreas (Hrsg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York: de Gruyter, S. 385-418.
- Eichinger, Ludwig M. (2003): Natürlichkeit, Sprachtyp und kulturelle Erwartungen. In: Barkowski, Hans/Wolff, Armin (Hrsg.): Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache, Bd. 29. München: iudicium, S. 193-219.
- Eisenberg, Peter (1994): German. In: König, Ekkehard/van der Auwera, Johan (Hrsg.): The Germanic Languages. London/New York: Routledge, S. 349-387.
- Gardt, Andreas (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter.
- Haarmann, Harald (1999): Kulturgeschichte im Wortschatz. In: Köpke, Wulf/Schmelz, Bernd (Hrsg.): Das gemeinsame Haus Europa. Handbuch zur europäischen Kulturgeschichte. München: dtv, S. 135-139.
- Hundt, Markus (2000): Spracharbeit im 17. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter (= Studia linguistica germanica, 57).
- Kirkness, Alan (2001): Europäismen/Internationalismen im heutigen deutschen Wortschatz. Eine lexikographische Pilotstudie. In: Stickel, Gerhard (2001): Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel. Berlin/New York: de Gruyter, S. 105-130 (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2000).
- Munske, Horst Haider/Kirkness, Alan (Hrsg.) (1996): Eurolatein. Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen. Tübingen: Niemeyer.
- Stickel, Gerhard (Hrsg.) (2001): Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel. Berlin/New York: de Gruyter (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2000).

Der Autor ist Direktor des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim.